

Schubladen und Buchstaben

Angelika Klammer: *In Ihrem Arbeitszimmer liegen auf allen waagrechten Flächen ausgeschnittene Wörter in allen Farben, selbst auf dem Sofa, dem Schemel, der Fensterbank; Broschüren, Zeitschriften, Kataloge sind auf dem Fußboden verstreut, Ausgangsmaterial für Ihre Collagen. Das erinnert an das kleine Mädchen in Nitzkydorf, das im Holzfass mit den bunten Stoffresten bei der Tante [„Schneiderin“. In: Herta Müller: *Die Nacht ist aus Tinte gemacht*, CD I,12] in der Schneiderwerkstatt sitzt und daraus Puppen- und Katzenkleider [„Niederungen“. In: *Herta Müller: Niederungen*, S. 18] näht.*

Herta Müller: Die schöne Tante mit der Porzellanhaut und den kupferroten Haaren und den Sommersprossen, die ich so gern hatte. Aber es gibt einen wichtigen Unterschied. Sie hatte keine extra Schneiderei, ihre Werkstatt war ihre Wohnung und abends wurde am Tisch gegessen. Sie musste jeden Tag aufräumen. Ich durfte mit dem Magneten durchs Zimmer kriechen und die Stecknadeln sprangen mir vom Fußboden auf den Magneten. Dann wurde gefegt und die Stoffreste kamen in ein großes Holzfass. Ich habe viel von der Tante gelernt, Kreuzstichnähen, Einsäumen, Knopflöcher nähen, Kunststopfen. Ich konnte nicht zeichnen, aber beim Nähen hatte ich geschickte Hände.

Ich kann meine Wörter nicht mehr aufräumen. Ich hab zwar auch noch ein kleines Zimmer mit Schubladenschränken für die Wörter, ich räume oft Wörter weg, aber nicht so oft und nicht so schnell, wie neue dazukommen. Ich schneide ständig neue Wörter aus. Manchmal habe ich so einen Überdross von ihnen, weil sie überall liegen, ich kann sie nicht mehr sehen. Ich fühl mich vollgestopft, sie hängen mir zum Hals heraus. Dann kehr ich sie zusammen und werf sie einfach weg. Stunden und Stunden Arbeit habe ich dann weggeschmissen.

Wie meine Tante hatte ich am Anfang auch keine Werkstatt. Ich habe am Küchentisch mit den Collagen begonnen. Ich musste die Wörter auch abends auf ein Hackbrett sortieren, damit wir essen konnten.

Klammer: *Sind die Collagen nicht auf Reisen als Grußkarten an Freunde entstanden?*

Müller: So fing es an. Wenn ich unterwegs war, habe ich Postkarten in Schwarzweiß gesucht, die zu den Freunden, denen ich sie schicke, oder zu mir, die ich sie schreibe, passen. Ich habe selten solche gefunden. Schon der plumpe hässlich blaue Himmel, immer derselbe kitschige Blick auf einen Ort. Einmal hab ich mir Karteikarten gekauft und im Zug oder im Flugzeug, als man noch die Nagelschere mitnehmen durfte, aus Zeitschriften Fotos ausgeschnitten und ein paar Wörter dazugeklebt: „Die Taschendiebin die bin ich“ oder „Insofern und zunächst“. Spielereien. Aber die haben mir gezeigt, was einzelne Wörter hergeben. Das hat mich so fasziniert und ich habe angefangen, auch zu Hause Wörter auf Karten zu kleben. überall haben Wörter gewartet, ich hab sie nur ausschneiden müssen. Sie waren außerhalb von mir, ich musste nicht wie beim Schreiben im Kopf nach ihnen suchen.

Klammer: *Wie entscheiden Sie, welche Wörter Sie ausschneiden?*

Gar nicht, das ist intuitiv. Ich gehe bei jedem Wort, das ich ausschneide, davon aus, dass ich es einmal brauche, sonst würde ich es ja nicht ausschneiden. Aber woran ich das festmache, weiß ich nicht. Es gibt natürlich auch Wörter, die mir gefallen, zum Beispiel das Wort „Karussell“, das ich, egal wie oft ich es besitze, immer, wenn es mir begegnet, ausschneiden werde. Das hat mit dem Gegenstand zu tun, mit dem Kettenkarussell auf dem Marktplatz im Dorf, wo die Musik spielte. Die Sitze flogen fast waagrecht an ihren Ketten, die Fußspitzen waren ganz oben im Himmel und der Himmel flog mit. Wenn eine Runde zu Ende ging, hörte die Musik auf und man hörte den Motor knattern und er rauchte ein bisschen und es roch schön bitter nach Schmieröl. Ich bin gerne Karussell gefahren als Kind. Ich hab mir keine Süßigkeiten gekauft,

sondern mein ganzes Geld auf dem Karussell verfahren. Die Karusselleute kampierten neben dem Dorfteich, das Fremde an ihnen war schön. Alles was ich auf dem Karussell erlebt habe, das schneide ich mit dem Wort aus.

Und Wörter, die ich wegen des Erlebten nicht ertragen kann, schneide ich nicht aus. „Mächtig“ zum Beispiel. Das ist bei mir anders als etwa bei M. Blecher in „Aus der unmittelbaren Unwirklichkeit“, da kommt „mächtig“ sehr oft vor. Aber Blecher ist ein so großer Autor und weiß so gut, wie man das einsetzt, damit sich, ohne es zu sagen, das Gegenteil spiegelt. Als brauche die Zerbrechlichkeit das Wort „mächtig“, so kommt es mir bei Blecher vor. Auch Diminutive sind bei ihm nicht zum Verkleinern da, sondern bedrohlich, im Zusammenhang mit ihnen verdunkelt sich immer etwas.

Beim Ausschneiden zeigen die Wörter mir ihre Bestandteile. In vielen deutschen Wörtern sitzt was Rumänisches drin, in Frankfurt ein rumänischer Diebstahl „furt“. Und in rumänischen Wörtern sitzt oft etwas Deutsches, pur in „iepure“, dem rumänischen Hasen. Ist es nicht seltsam, wie viele Wörter sich unauffällig in anderen Wörtern verstecken? Wenn ich das „t“ am Ende abschneide, wird aus der Landschaft ein Landschaf, aus der Schirmherrschaft ein Schirmherrschaf. Das Wort Jahrhunderte schneide ich immer als Reserve aus, weil Hunde mit kleinem Anfangsbuchstaben drin sind. Die kleingeschriebenen Hunde brauche ich oft, daraus kann ich dann einen zusammengesetzten Hund machen, Sommerhunde oder Heimwehhunde. Und in Herzkrankheit ist ein fertiger Herzkran drin.

All das merkt man sich beim Ausschneiden, die Wörter werden mit der Zeit Konstruktionen, aus denen man Teile herauslösen kann.

Klammer: *Zu welchen Buchstaben haben Sie besonders viele Wörter?*

Müller: Wenn ich in meine Schubladen schaue, denk ich mir, es gibt Wörter, die das Gedränge lieben, und solche, die solitär bleiben möchten. Das hängt von ihren Anfangsbuchstaben ab. Mit G, S, U, Z sind die Wörter so häufig, sie liegen fingerhoch bis zum oberen Rand der Schubladen. Für mich heißt das, sie sind frech und lieben das Gedränge. Mit anderen Buchstaben, H, I, L oder P, sind meine Wörter seltener, und mir scheint, sie sind scheu, lieber mit sich allein. Es hat mit der Anzahl in der Schublade zu tun, nicht mit dem Inhalt. Die Eigenschaften des Wortes widersprechen manchmal sogar dem Inhalt. Das Wort Herde zum Beispiel ist eher ein Solitär, ich glaube, es drängt sich nicht gerne.

Und wenn ich für einen Text ein Wort brauche, das ich noch nicht ausgeschnitten habe, muss ich es mir aus Buchstaben und Silben anderer Wörter zusammenkleben. Manches Ausschneiden hat eine lange Vorgeschichte. Zum Beispiel „pepita“. Das Wort ist selten, aber in Kleiderkatalogen kommt es hier und da vor. Ich habe das Wort „pepita“ jahrelang nicht ausgeschnitten. Weil ich in meinen ersten Jahren in der Stadt einen peinlichen, vom Dorfschneider genähten Pepita-Anzug tragen musste. Der hatte auch noch mit Samt überzogene Knöpfe. Er schlabberte mir um die Füße, die Hosenbeine waren zu breit. Meine Mutter meinte auch sechs, sieben Jahre später, der Pepita-Anzug sei immer noch sehr schön. Und außerdem, meinte sie, kann man anders als auf dem Dorf in der Stadt alles anziehen, denn „in der Stadt kennt dich doch sowieso niemand“.

Und dann machte ich eine Collage, in der die Leute im Garten im Salat badeten, und als sie „herauskamen waren sie beinah...“ so und jetzt klingelte mir als Reim im Kopf das Wort „pepita“: „waren sie beinah pepita besonders die Damen“. Es war ärgerlich, jetzt brauchte ich das Wort. Ich fing an zu suchen, blätterte nacheinander Kleiderkataloge durch, bis die Augen von der Eile müde waren. Dann gab ich auf, ich musste mir das Wort aus einzelnen Buchstaben zusammenkleben. Genauso ging es mir mit den Wörtern Partei und Diktator. Ich habe sie jahrelang nie ausgeschnitten. Ich dachte, das sind holzige trockene Begriffe, die haben in einer Collage sowieso nichts zu suchen. Und dann kam es anders. Eines Tages habe ich sie gerade ihrer Holzigkeit wegen gebraucht. Seither schneide ich „pepita“ immer aus. Auch wenn ich das Wort schon zehnmals habe, lasse ich es nicht mehr weglaufen.

Die Notfälle, die Zufälle, die Glücksfälle sind mit den ausgeschnittenen Wörtern ganz anders als beim gewöhnlichen Schreiben. Sie bringen mich auch nach über zwanzig Jahren noch zum Staunen. Ich weiß bis heute nicht, in welchem Wort sich welches Naturell verbirgt. Das zeigt sich erst, wenn sich Wörter neu zusammenfinden.

So geht es mir auch mit dem Zusammenfügen der Bilder. Hier sind die Inhalte völlig rätselhaft und müssen auch so rätselhaft sein. Manchmal spiegelt das Bild den Text, manchmal darf es mit dem Text nichts zu tun haben. Die Bilder sind meist aus Fragmenten zusammengesetzt, Teile von Gegenständen werden mit anderen Teilen von Gegenständen kombiniert und es entsteht ein fiktiver Gegenstand, der mich überrascht. So fing das auch mit den Gesichtern an. Ich wollte ein Porträt für eine Collage verwenden, aber die Person auf dem Foto unkenntlich machen. Deshalb schnitt ich ein Kindergesicht in der Mitte durch und was sah ich – ein halbiertes Kindergesicht ist ein Erwachsenengesicht im Profil.

Klammer: *Die einzelnen Wörter sind in gewisser Weise ja auch Bilder.*

Müller: Die ausgeschnittenen Wörter sind alle verschieden, jedes Wort ist ein anderer Gegenstand, vielleicht sogar ein Individuum. Das Aussehen, die unterschiedliche Größe, die Farbe, die Schrift sind für die Collage genauso wichtig wie die Bedeutung des Wortes. Im Grunde ist die Individualität der Wörter, die beim Tippen immer gleich aussehen, das Fesselnde an der Kleberei. Nehm ich ein gelbes Schachbrett oder ein grünes oder ein großes Wort, das den Text dominiert, oder ein kleines, das sich verstecken möchte? Das lässt sich nicht voraussehen. Es hängt vom Gesamtbild der Collage ab und von den Wörtern, denen ich begegne. Es gibt auch rätselhafte Situationen. Ich schneide jahrelang immer „doch“ aus, aber ich habe noch nie „noch“ ausgeschnitten, das kann ich mir nicht erklären. Ich brauche plötzlich „noch“ und schau in meine Schublade und hab es nicht. Da mach ich mir Gedanken über mich, gerade an so unauffälligen Wörtern. Warum ist „noch“ so unauffällig, dass ich es nie ausgeschnitten habe?

Artikel und Präpositionen in verschiedensten Schriften und Farben hab ich natürlich auch, die braucht man immer, egal wie der Satz aussieht, damit jongliere ich. „Das“ brauch ich manchmal ganz groß, um die Zeile zu dehnen, oder ich brauch es winzig klein, um die Zeile zu verkürzen, dass es auf der Karte, wenn ich's dann festklebe, gut aussieht. Ich werde richtig hungrig beim Ausschneiden, ich krieg so einen Worthunger beim Ausschneiden, eine Ungeduld, das geht dann immer schneller, als wolle mir jemand die Wörter stehlen, wenn ich sie nicht schnell genug ausschneide.

Klammer: *Wie fängt es an? Indem zwischen allen Wörtern plötzlich zwei herausleuchten, und Sie sagen: Ich mache jetzt was mit Fuchs und mit Wolke?*

Müller: Das kann sein. Fuchs und Wolke kriegen es miteinander zu tun, aber es muss eine Situation entstehen, die beiden Substantive allein reichen nicht. Und das ist dann auch nur eine Ausgangssituation wie in der Prosa. Auch in den Collagen wird etwas erzählt. Dadurch kann diese Ausgangssituation in die Mitte rücken, ans Ende oder sie kann ganz aus der Collage gedrängt werden, wie das bei jedem Schreiben halt ist. Und der Reim kommt noch dazu. Aber man darf ihn der Collage nicht ansehen, er darf sich nicht vordrängen. Obwohl er der Motor im Satz ist, müssen die Sätze so klingen, als ob sich der Reim von selbst ergeben hätte. Er hat für mich eine große Intimität und er hat ein Mitspracherecht. Er kann trauern, zwinkern oder er kann sich auch über den ganzen Text lustig machen. Er bestimmt Takt und Rhythmus, weil er Zeilen zusammenbindet, und er trägt den Klang. Er ist wie ein Wächter, aber er ist auch ein Schelm, einerseits diszipliniert er, andererseits katapultiert er den Text, wohin er will, und er kann völlig unberechenbar sein. Er verlangt von mir Sätze, von denen ich kurz davor noch nichts ahnte, und ich wundere mich oft, wie lange ein kleines Wort nachklingt. Es ist ein Echo im Kopf.

Und dann kommt ja immer noch das Bild dazu.

Klammer: *Bestimmt denn der Text das Bild oder ist es umgekehrt?*

Müller: Meist reagiert das Bild auf den Text. Oft mache ich aber nur Bilder und darauf antwortet dann ein Text. Entweder fügt das Bild etwas zum Text hinzu, es mischt sich ein. Oder es lässt sich thematisch nicht mit dem Text verbinden, bleibt für sich neben dem Text stehen. Manche Geschichten machen sich das Bild zu eigen, andere wollen, dass es sich nicht erschließt, ob, was und wieviel es mit dem Text zu tun hat.

Aber gewöhnlich kann ich eines Bildes wegen am Text nicht rütteln. Der Text muss ganz auf die Karte drauf. Wegen des Ansichtskarten-Formats herrscht ja sowieso Platzmangel. Der Text kann ohnehin nur als Kürzestgeschichte auf die Karte passen. Es geht immer ums verkürzte Erzählen. Daher muss sich das Bild an die Textlänge anpassen. Und wenn beides nicht auf die Karte passt, muss ich, um den Text beizubehalten, für die Collage ein kleineres Bild machen.

Es gibt bildlose Tage und es gibt textlose Tage, Tage, an denen alle Bildversuche misslingen, und andere, an denen alle Texte misslingen. Dann hilft nichts, man muss loslassen und auf einen anderen Tag warten.

Klammer: *Legt man die Collagenbände nebeneinander, sieht man, wie unterschiedlich sie allein vom Optischen her sind: In Im Haarknoten wohnt eine Dame sind die Farben fein nuanciert, die Bilder sind oft größer als in den anderen Bänden, manchmal läuft der Text auch in sie hinein. Die Wörter in Vater telefoniert mit den Fliegen sind so exakt ausgeschnitten, da ist schon die Meisterhand am Werk. Und in Die blassen Herren mit den Mokkatassen gibt es viele leuchtende Farben, ein so grelles Grün. Ist das der Zufall der Zusammenstellung oder eine Entwicklung?*

Müller: Wenn ich das wüsste. Was ich weiß, es liegt Zeit dazwischen. Wie das Schreiben verändern sich mit der Zeit auch die Collagen. Angefangen habe ich mit einer Schachtel *Der Wächter nimmt seinen Kamm*. In der Schachtel lagen die Collagen als einzelne Karten. Die hatten durchwegs schwarzweiße Bilder und Wörter aus Zeitungspapier und keine Reime. Das war Anfang der neunziger Jahre. Heute ist jede Collage wie ein Relief, weil ich unter jedes Wort zuerst zwei Schichten Karton klebe und es dann ausschneide. Mit zwei Kartonschichten unter sich ist jedes Wort so hart wie eine kleine Plakette. Um jedes Wort ist ein Schattenrand und der Text hebt sich von der Karte ab. Das ist schön. Manchmal kommt die leere Karte mir vor wie ein weißes Taschentuch. Und die Wörter setzen sich drauf.

Klammer: *Zeitungswörter verwenden Sie aber nicht mehr, oder? Sie arbeiten jetzt lieber mit dickerem, glatterem Papier?*

Müller: Zeitungspapier wird sehr schnell alt. Wenn ich in der Schublade schaue, sehe ich sofort, welche Wörter aus Zeitungspapier sind. Weil ich sie schon lange habe, sind sie gelb. Sie schrumpeln auch ein bisschen. Ich hab ja jetzt von jedem Buchstaben schon zwei Schubladen voll. In dem einen Schrank müsste ich mehr als die Hälfte wegwerfen, weil das nur diese ganz kleinen alten Wörter sind. Aber ich kann das nicht.

Dann hab ich auch noch einen Schrank mit rumänischen Wörtern.

Klammer: *In diesen drei Bänden gibt es nur eine einzige rumänische Zeile: „Die Laus trinkt Blut in Lila / Ma cam doare bila.“*

Müller: Das heißt: Mir tut der Schädel weh – das ist Alltagssprache, ironisch, „bila“ ist nie ein gescheiter Kopf, „bila“ heißt auf Rumänisch Kugel.

Klammer: *Sie mischen die Sprachen nur in Ausnahmefällen, streuen kaum ein fremdes Wort ein?*

Müller: Das wäre dann eine ganz andere Art von Text. Ich habe aber zwei Jahre lang nur rumänische Collagen gemacht. Auf Rumänisch schreiben könnte ich nicht. Ich wollte ausprobieren, ob ich mit

ausgeschnittenen Wörtern aus rumänischen Zeitschriften Collagen machen kann. Ich kam davon nicht mehr los. Nicht mehr los von der Sprache aus der Fabrik, vielleicht auch von der frivolen Sprache meiner Freundin Jenny, vielleicht auch von den über dreißig Jahren, die ich in Rumänien gelebt habe. Ohne es zu merken hatte ich schließlich an die zweihundert rumänische Collagen geklebt. Jetzt habe ich sogar ein rumänisches Collagenbuch. Und einen ganzen Schrank voll mit rumänischen Wörtern, die ich bestimmt nie mehr benutzen werde. Ich könnte sie jetzt wegwerfen und Platz schaffen für andere Wörter. Doch ich kann die rumänischen Wörter nicht wegwerfen, die sind hier zu Hause.

Klammer: *Diese Art, mit der Schere zu schreiben, ermöglicht sie den kurzen Texten nicht auch eine größere Leichtigkeit? Oft ist der Witz ganz deutlich.*

Müller: Die Themen der Collage sind ja nicht andere als in den Romanen. Trotzdem entsteht eine Leichtigkeit, weil ich das Gefühl habe, ich bin es gar nicht, die den Text mit ausgeschnittenen Wörtern macht, das machen die Wörter selbst.

Dass ich Hunderttausende Wörter besitze, halte ich für ein Glück. Und wenn ich unterwegs bin, wo ich seinerzeit angefangen habe, die Collagen zu machen, also wenn ich unterwegs bin, denke ich oft daran, dass die Wörter zu Hause auf mich warten. Dass sie offen herumliegen dürfen, ist für mich ein Ausdruck von Privatheit, von Ungezwungenheit, sogar von persönlicher Freiheit. Denn Wortbesitz im Überfluss ist das Gegenteil von früher, von Zensur. Früher musste ich das Geschriebene heimlich von zu Hause wegtragen und bei unverdächtigen Bekannten verstecken, weil ich Angst vor Hausdurchsuchungen hatte.

Manchmal kommen mir die Schränke mit diesen vielen Schubladen wie ein Bahnhof vor, und ich frag mich, ob die Wörter lieber abreisen wollen in einen jetzigen Text, oder lieber weiter warten wollen auf irgendeinen nächsten, unabsehbaren Text. Ich weiß auch nicht, ob sie sich in den Schubladen eingesperrt fühlen oder geschützt.

Was die Collagen am meisten von gewöhnlichen Texten unterscheidet: der Platz ist begrenzt, der Rand der Karte ist das Ende der Geschichte. Und wenn die Wörter festgeklebt sind, kann man am Text nichts mehr ändern. Es ist wie im Leben. Etwas passiert und es lässt sich nicht mehr ungeschehen machen.

Und die Reime legen Spuren, man vergisst sie schwer, sie klingen nach, wiederholen sich von selbst, denn sie haben ihr eigenes Tempo und ein Echo im Kopf. Und ich geh auf dem Asphalt und das Echo lässt mir keine Ruhe und ich weiß, ich muss das Echo einfangen und mir den Reim so lang und so oft sagen, bis das Echo leer und müde ist.

Gehen und Reimen, das kenne ich von früher. Der Reim, den ich mir damals in den unsicheren Tagen beim Streunen in den eigenen Mund gesagt habe, fiel mir hier auf dem Berliner Gehsteig jahrelang immer wieder im Rhythmus der Schritte ein. Ich habe ihn zur Collage gemacht.

*Mein Vaterland war
ein Apfelkern man
irrte umher zwischen
Sichel und Stern*

Und das Bild dazu: eine zusammengesetzte Person. Dünne lange Beine auf Zehenspitzen, ihr Brustkorb ein dunkles Holzkästchen und drin im Brustkorb eingesperrt ist der Kopf.

Aus Herta Müller: *Mein Vaterland war ein Apfelkern. Ein Gespräch*, Carl Hanser Verlag, 2014